Gretel lernt Ski-Laufen

Eine Handvoll Schnee macht noch lange keine Rodelbahn aus. Und ein Paar funkelnagelneue Skier macht noch lange keine geübte Skiläuferin aus ...

Gewiß, die Skier hatte Gretel nun. Auch an theoretischem Wissen fehlte es ihr nicht. Wozu gibt es denn Anleitungen aller Art? Das blonde Gretel konnte, sehr zum Verdruß von Vetter Ernst, nur so mit Fachausdrücken um sich werfen. Je fachmännischer und unverständlicher, je stolzer war Gretel. Natürlich, jetzt war mit dem blonden Kußkuchen überhaupt kein Auskommen mehr! Besonders, da Vetter Ernst nicht ebenfalls Skilaufen lernen konnte. Warum nicht? Je nun, eine Sehnenzerrung am rechten Bein, die er sich kürzlich zugezogen hatte, ist keine Kleinigkeit. Er durfte einfach an so etwas nicht denken. Das besorgte Gretel dafür doppelt. Eigentlich dachte sie überhaupt an nichts anderes mehr. Seitdem auch das fesche Sportdreß fix und fertig dalag, wartete Gretel nur darauf, hineinzuschlüpfen. Ein entzückender, dunkelblauer Skianzug mit leuchtend bunten Borden bestickt.

Endlich war der ersehnte Tag da. Zum Glück hatte sich nun auch der Winter auf seine winterlichen Pflichten besonnen. Schnee volsterte die Abhänge und Hügel draußen vor der Stadt mit weichen Daunenkissen. Dazu strahlte die Sonne nur so um die Wette mit Gretels Augen.

Sie hatte Vetter Ernst feierlich erlaubt, zuzusehen. Warum soll der arme Vetter, der selbst nicht mitlaufen darf, sich nicht wenigstens an Gretels Triumphen erfreuen!

Lachend und schwatzend sind die jungen Menschen auf dem Hügel angelangt, wo sie der schneidige Skilehrer mit einem kräftigen „Ski-Heil" empfängt. Gretel schaut begeistert um sich. Die Welt ist aber auch wie verwandelt! Daß der Himmel so himmelblau sein kann und die Erde so schneeweiß! Wie das alles glitzert und flimmert! Hei, muß das eine Lust sein, so in elegantem Schwung über die sanft gewellten Gelände dahinzusausen ...

Ein paar Fortgeschrittenere flogen nur so, daß zu beiden Seiten der Schnee emporstäubte. Würde der Vetter Ernst Augen machen, der ein wenig unterhalb stand und sich von dort aus die Geschichte ansehen wollte. Ha, wie würde er gucken, wenn das hübsche Kusinchen pfeilgeschwind an ihm vorübersauste!

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen, mein Fräulein!" hörte Gretel den Sportlehrer neben sich sagen. Er half ihr beim Anlegen der Skier. Aber was war das? Plötzlich schien es Gretel, sie hätte nicht zwei, sondern mindestens ein halbes Dutzend Beine. Und zwar lauter X- und O-Beine durcheinander! Dazu kam es ihr vor, als wären sämtliche Beine seekrank!

„Aber das ist ja gar nicht so einfach, wie ich mir das gedacht habe!" Ganz verdutzt sah Gretel dem jungen Skilehrer in das sonnverbrannte Gesicht. Der lachte, daß die weißen Zähne nur so blitzten.

„I wo, das meint man nur im Anfang! Nachher ist's kinderleicht!" tröstete er das hübsche Ding, das da so vereinzelte Anstrengungen mit den nichtsnutzigen Strampelchen machte, die absolut nicht wollten, wie sie sollten! Erst schienen Gretels Füße am Boden festzukleben. Dann gabs plötzlich einen Ruck und die eigensinnigen Beine setzten sich mitsamt dem blonden Gretel in Trab.

Heidi, hui — jetzt, gings in Schnellzugtempo bergab. Wie ein leuchtender Filmstreifen zog die Welt an Gretel vorüber. Die aber sah nichts von der weißglitzernden Pracht. Sie hatte genug mit sich selbst zu tun. Ob wohl die nichtsnutzigen Skier nicht endlich mal halt machen wollten?

Vor des Vetters Füßen, in einem Wirbel von zerstäubendem Schnee und zersplitterndem Holz landete ein seltsames Etwas, das noch bis vor kurzem ein entzückendes Mädel in einem feschen Sportdreß gewesen war! Aber fesch sah Gretel just nicht mehr aus. Eher alles andere. Jedenfalls kläglich. Im Nu war der Vetter bei ihr, noch ehe der Sportlehrer hinzuspringen konnte.

„Ich — ich glaub — ich kann nicht aufstehen!" stöhnte Gretel. „Ich — ich glaub — ich hab mir den Fuß verstaucht ..." Was dann geschah, wußte das junge Mädchen nicht mehr. Als es erwachte, stand neben dem Bett der Vetter Ernst. Der strich zärtlich besorgt über das blonde Köpfchen: „Tuts weh?"

Da lächelte Gretel ein bissel schmerzverzerrt: „Bei mir ist's der linke Fuß ..."

„Und bei mir der rechte!" stellte der Vetter zärtlich fest.

Es gibt merkwürdige Uebereinstimmungen im Leben. Das fanden Gretel und Ernst auch. Besonders seit sich nun auch die von Vetter Ernst so lang ersehnte Uebereinstimmung der Herzen einstellte! — —

Als im nächsten Winter der erste Schnee fiel, und Ernst sein kleines Frauchen neckisch fragte: „Na, Gretel, wie ist's mit einem Skikursus?" da barg Gretel den blonden Kopf verschämt lächelnd an Ernst's Brust: „Aber, Schatz, du weißt doch ..."

Und was der junge Ehemann wußte, war jedenfalls etwas Schönes, daß es selbst noch schöner war als Skilaufen! (J. Erdmann.)

Die Geschichte vom Auerhahn

Jagd war von jeher ein echt fürstlicher Zeitvertreib. Deshalb jagte auch Serenissimus. Nicht als ob deshalb gerade Serenissimus ein großer Jäger vor dem Herrn gewesen wäre. Eher das Gegenteil.

Auerhahnjagd ist besonders vornehm. Darum schoß auch Serenissimus alljährlich seinen Auerhahn. Jedenfalls war das für Serenissimus leichter als für seine Umgebung. Denn fallen mußte der Hahn um jeden Preis. Ob er nun getroffen war oder nicht. Und daß Se. Hoheit immer traf, kann man, wenn man ehrlich sein will, nicht gerade behaupten ...

Wieder einmal hatte sich Se. Hoheit beim Oberförster angesagt. Der bereitete also alles zur Jagd vor. Man befestigte den Auerhahn mit einer geschickt angebrachten Leine, möglichst naturgetreu, auf einem Ast. In einer Nähe „balzte" ein alter Waldhüter, der das fast noch besser verstand, wie der Auerhahn selbst. Wenn Serenissimus dann schoß, meist das berühmte Loch ins Himmelsblau, dann zog der Waldhüter an der Leine und der Auerhahn fiel.

So hatte man das in jedem Jahr gemacht und eine gewisse Uebung darin erlangt. Sicher eine größere, als Se. Hoheit im Schießen.

Alles war fix und fertig, als Serenissimus absagte. Die Jagd wurde also um acht Tage verschoben. Nach einer Woche erschien dann der hohe Jäger und feuerte mit tödlicher Sicherheit seinen Meisterschuß ab. Natürlich traf er und man brachte ihm den Vogel.

Eine Weile wiegte ihn Serenissimus in der Hand und betrachtete das schöne Gefieder. Plötzlich fiel ihm ein etwas merkwürdiger Geruch auf. Er führte den Vogel an höchstdero hochwohlöbliche Nase und beroch ihn. Wahrhaftig, der Vogel roch und zwar ziemlich stark.

Da wandte sich Se. Hoheit an den Oberförster und tat bedeutsam seinen Mund auf: „Mein lieber Oberförster, wieder mal ein kapitaler Vogel! Aber riechen Sie nur mal, er riecht schon! Wirklich, es war die höchste Zeit, daß ich ihn schoß!"

Die Wette der Kaiserin

Wieder einmal erwartete man am Hof der Kaiserin Maria Theresia ein freudiges Ereignis. Mit dem ihr eigenen, köstlichen Freimut fragte da eines Tages die prächtige, mütterliche Kaiserin einen ihrer Hofherren: „Na, was glauben's: ob's ein Sohn wird oder eine Tochter?" Worauf der Hofherr sich beeilte zu versichern: „Sicher ein Prinz, Majestät!" „Und ich wette zwei Dukaten," lachte die hohe Frau, „daß wir wieder eine Prinzessin bekommen!"

Natürlich nahm der Hofherr die Wette untertänigst an. Die Kaiserin aber gewann, denn eine Prinzessin kam zur Welt. Da geriet der arme Kammerherr in arge Verlegenheit. Keiner bietet gerne einer Kaiserin zwei Dukaten an! Doch wie sich aus der Affäre ziehen? Da kam dem verlegenen Kammerherrn der derzeitige Hofkomponist Metastasio zu Hilfe. Dem hatte er seine Verlegenheit geklagt.

Nun galt aber dazumal der Hofbrauch, daß bei der Tauffeier ein kleines Festspiel aufgeführt wurde. Pietro Metastasio übernahm die Sache und versprach die Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit des bedrängten Hofherrn auszuführen. Wie lachte die schöne Kaiserin, als man bei dieser Gelegenheit die kleine Oper Metastasios aufführte, die den bezeichnenden Titel trug: „Die Wette." Allgemeiner Jubel aber brach los, als folgende Arie gesungen wurde:

„Die Tochter solcher Kaiserin,
Macht den Verlust mir leicht,
Hat doch die ganze Welt Gewinn,
Wenn sie der Mutter gleicht!"

Sofort bemächtigten sich die sangesfreudigen Wiener dieses Liedchens, das bald in aller Munde war. Man sang es allenthalben, es war für damalige Zeit ein Schlager, wie sie heute überall gesungen werden. Smada.

Es ist zu lesen auf S. 4, 3. Sp., 5. Zl. v. u.: Möcht' heut' noch in die Heimat ruh'n! auf Seite 5, 1. Spalte, 18. Zeile von unten: „Ziehet an, als Auserwählte Gottes, Heilige

---

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 3 Sonntag, den 17. Januar Jahrgang 1932

„Die Hingabe an Gott"

Ich will!

Wie stattlich und furchtbar erscheint eine geschulte Armee von tapferen Soldaten, an deren Spitze erfahrene Führer stehen! Die Macht eines solchen Heeres liegt in den Händen eines einzigen Menschen. Der Führer befiehlt, und sein Befehl pflanzt sich durch die verschiedenen Rangordnungen bis zum letzten Soldaten fort. Ein einziger Wille beherrscht den Willen von Millionen, ein einziger Gedanke lenkt ihren Verstand.

Mit seinen verschiedenen Fähigkeiten, seinen Leidenschaften, seinen Sinnen, mit der unendlichen Menge ihrer Akte, Bewegungen und Eindrücke gleicht der Mensch einer großen Armee. In ihm herrscht eine vollkommene Hierarchie der Ordnung und des Befehls. Heerführer ist der Wille.

Der Wille kann allen seinen Untergebenen seine Anweisungen geben. Dazu benötigt er nur eines Aktes. Sein Befehl wird alsogleich der letzten Fähigkeit übermittelt und von ihr ausgeführt. Hält der Wille seinem Könige die Treue, dann hält ihm die ganze Armee Treue; verrät aber der Wille die Fahne, geht das ganze Heer zum Feinde über.

Um seiner Pflicht nachzukommen, braucht der Wille nur seine Rolle gut zu spielen: er braucht nur Wille zu sein, das heißt ein energischer Führer, der sein Ziel und seine Pflicht kennt und sich Gehorsam zu verschaffen weiß.

O meine Seele! Du kennst die Kraft nicht, die dir Gott geschenkt hat, du bist dir der Energie nie bewußt geworden, über die du verfügst. Gott, der dir den Willen gegeben, damit er über die anderen Fähigkeiten herrsche, hat denselben mit den zum Befehlen notwendigen Eigenschaften ausgestattet. Von dir hängt es ab, sie zu benutzen, sie weiter zu entwickeln, sie durch beständige Uebung und demütiges Gebet zu vervollkommnen.

Erschrick nicht vor den Schwierigkeiten, die vor dir erstehen. An die Spitze dieses Heeres von Leidenschaften, Neigungen, Gefühlen, Aengsten, Hoffnungen und Befürchtungen, die dein Inneres erfüllen und geräuschvoll beleben, da setze den Willen hin. Er wird die Ordnung wiederherstellen. Gib ihm die Weisung, stets die Augen auf Gott gerichtet zu halten, um so seinen Willen kennenzulernen und ihn den untergeordneten Fähigkeiten einzuschärfen. So befiehlt man, so herrscht man!

Beunruhige dich dann auch nicht mehr über alles, was dich bis jetzt störte. Folge deinen Gedanken, Wünschen und Einbildungen nicht auf ihren zahllosen Irr- und Umwegen. Hab keine Angst vor den Auflehnungsversuchen deiner ungebändigten Leidenschaften. Schenk dem Geschrei dieses Pöbels keine Beachtung. Denk nicht daran, dir diese an alle Zügellosigkeiten gewohnte Menge in einem einzigen Tage unterwerfen zu können. Es wird dir allmählich und unmerklich gelingen, Ordnung zu schaffen, wenn du dem Willen seinen ganzen Einfluß und seine Macht belässt.

Vom Wollen leben, so heißt das große Geheimnis. Sich nicht von der Stimmung und der Laune leiten lassen! Der Flut von Befürchtungen, Wünschen und Freuden entgegenschwimmen! Sich nicht fesseln lassen durch die Eindrücke des Moments, die Einflüsterungen der Sinne, die Grundsätze der Außenwelt! Und unbeweglich bleiben wie der Fels, selbst wenn der Sturm der Leidenschaften tobt, selbst wenn das Meer in seiner Raserei alles fortzureißen droht! Ja, das ist schön!

Meine Seele! ein solches Leben mußt du führen. Der Mensch faßt sich zusammen im Willen, und der Wille konzentriert seine ganze Energie in einem Liebesakt. Richte diesen feurigen Liebesakt in jedem Augenblick auf Gott, und du wirst stark sein wie Gott selbst.

---

* Entnommen aus dem prachtvollen Buche „Die Hingabe an Gott" von P. Jos. Schryvers C. SS. R., das wir unseren Lesern ganz besonders empfehlen können. Es kostet bei 184 Seiten Umfang kart. nur 2.80 RM, Ganzleinen 3.60 RM. Schulbrüder-Verlag, Kirnach-Villingen, Baden.

Goethe über die Unauflöslichkeit der Ehe

Goethe läßt in dem 9. Kap. der Wahlverwandtschaften Mittler darüber sagen:

„Wer mir den Ehestand angreift, wer mir durch Wort, ja durch Tat diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu tun, oder wenn ich seiner nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu tun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein; denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, gibt es gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?"

Eine seltsame Hochzeitsgabe

Auf dem Geschenktisch liegen und stehen die Hochzeitsgaben: kostbar, geschmackvoll und liebevoll. Blumen dazwischen. Ein wahrhafter Hochzeitstisch. Man kommt aus dem Bewundern nicht heraus. Man sieht und sieht und hat immer das Gefühl: einmal auf eine Gabe zu stoßen, die das ganze Herz warm ansaßt, eine ganz persönliche Gabe zu treffen, die man nicht kaufen kann. Und wirklich: unter einem silbernen Armleuchter, halbverdeckt von einer vernickelten Küchenwaage, liegt ein Buch, ein ganz gewöhnliches Buch mit der geschriebenen Aufschrift „Wirtschaftsbuch" auf dem weißen Etikett. Wie armselig und billig nimmt sich doch dieses Wirtschaftsbuch aus. Nicht einen Funken Festlichkeit atmet es aus. Und doch: wie es da, halbverdeckt von der großartigen Küchenwaage, liegt, fühlt es sich keinen Augenblick schamhaft und verschüchtert, es leuchtet mit einer selbstbewußten Selbstverständlichkeit aus dem herrlichen Strauß der Hochzeitsgaben heraus. Es bringt sich mit seinem tintenblauen Deckel zur Geltung. Und nun ziehe ich's unter dem Fuß der Küchenwaage hervor. Vielleicht verbirgt es einen Schatz. Man kann nie wissen.

Aber da sind ja lauter weiße Blätter drin! Und dort! Die erste Seite! Da steht etwas geschrieben. Wie gemalt sind die Buchstaben: „Liebe Frieda! — Nimm 2 Pfund Selbstbeherrschung, 1½ Pfund Geduld, 1½ Pfund Gerechtigkeit, 1 Pfund Ueberlegung, 1 Pfund Milde, mische das alles mit der gleichen Menge eigener wirtschaftlicher Tüchtigkeit und nimm davon täglich. Wenn du es nötig hast, auch stündlich, immer aber nüchtern! Vergiß nicht, andern das Rezept mitzuteilen! Es ist gut auch für deren Hausstand. Dein Vater." Und während ich diesen schönen kostbaren Ehestandsrat lese, klingen aus dem Nebenzimmer die Hochzeitsgeigen, als ob sie über einen großen Busch dunkelroter Rosen schwebten. M. J.

---

* Aus der kathol. Elternzeitschrift „Elternhaus, Schule und Kirche". Düsseldorf, Reichsstraße 20.

Freundinnen

Skizze von Gertrud Schiller.

(Nachdruck verboten.)

Frau Rose Eberius, eine kleine, ziemlich korpulente Dame, — anfangs dreißiger, — saß in ihrem bequemen Lehnstuhl am Fenster ihres traulich eingerichteten Zimmers und schaute ziemlich gelangweilt auf die Straße hinab, wo eigentlich nichts zu sehen war. Eberius wohnten im stillsten, ruhigsten Viertel, im sogenannten „Geheimratsviertel" der kleinen Residenzstadt, — sie bezahlten für ihre fünfzimmerige Wohnung eine hohe Miete, es fehlte aber auch an nichts — alles war „tipp-topp." Frau Rosa Eberius, die ehemalige, arme Lehrerstochter, hatte es gut getroffen. Aus dem kleinen, unscheinbaren Ladenmädchen war sie die Gattin eines wohlhabenden Fabrikanten geworden, — alles im Leben kommt eben auf Glück an. — Ja, Frau Rosa lebte fast zu glücklich, — ihr Lebensschifflein steuerte so sicher, von kundiger Manneshand geführt, auf spiegelglatter Bahn, ohne Klippen — ohne Riffe — aber: ein langes Glück gibt es nicht, sagt ein Sprichwort, und Frau Rosa schien die Wahrheit dieses Spruches schon an sich zu empfinden. Ihr ganzes Hauswesen war in peinlichster Ordnung, das Dienstmädchen ein Muster an Fleiß und Sauberkeit, die drei Kinder — alle Mädchen — gut und artig, der Gatte ein strebsamer Geschäftsmann, der seine niedliche, rundliche Frau vergötterte, ihr jeden Wunsch von den Augen ablas, alle Sorgen und Verdrießlichkeiten ihr fernhaltend. — Es ging eben alles in sicherem, ruhigem Geleise, Frau Rosa fand dieses satte Glück seit einiger Zeit fast unerträglich, sie sehnte sich nach Abwechslung, — — selbst ein kleiner Streit wäre ihr recht gewesen, nur nicht dieses ewige Einerlei, diese bürgerliche Bequemlichkeit.

Sie stand gähnend auf und besah sich mißmutig im Spiegel. Wirklich, sie sah entschieden häßlich aus mit diesen dicken Hüften, und dem runden, ewig blühenden Gesicht! Freilich wünschte ihr Gatte sie immer so zu sehen, in heiterem Gleichmaße, — der Mann draußen im Lebenskampfe stehend — die Frau daheim — als Hüterin des Friedens — als sorgende Hausfrau und Mutter. Und sie sehnte sich so oft hinaus mit teilzunehmen am Lebenskampf, ihr großes, gutes Herz schlug so warm — nicht nur für den kleinen Kreis der ihrigen — auch für alle Menschen. Doch niemand verstand sie und ihre Unzufriedenheit, die ja nur der beschränkten Tätigkeit entsprang! Sie durfte sich keinem anvertrauen, man hätte sie wohl für überspannt gehalten!

Sie war in ihre Gedanken so vertieft, daß sie das Pochen an der Tür ganz überhörte. Lisa, das schmucke Dienstmädchen, überreichte einen Brief, den der Briefträger soeben abgegeben. Hastig besah Frau Rosa den Poststempel: Sandersleben stand darauf. Neugierig öffnete sie den Umschlag, ein Ausruf der Freude entschlüpfte ihr: — „von Hedi, meiner liebsten, besten Freundin —". Sie setzte sich nieder in den bequemen Schaukelstuhl und las:

Sandersleben, den ...

Meine liebe Rose!

Ja, du schaust gewiß recht verwundert drein, wenn du nach so langer Zeit mal wieder einen Brief erhältst mit der Unterschrift: Deine Hedi! Wohl seit einem Jahre haben wir von einander nichts gehört, ich bin mit unserer Schauspielertruppe bald durch ganz Deutschland gereist. Habe viel gesehen, viel Neues kennen gelernt, und mein kleiner Bube, der Leo, teilt Freud und Leid mit mir. Ueberall begleitet er mich hin und seine großen Augen staunen die Welt wie ein Märchenwunder an ... Schön ist dieses freie, ungebundene Leben, wenn's zuweilen auch knapp hergeht, — wenn's auch mehr Kaffeestippe als ägyptische Fleischtöpfe gibt! Im bunten, kurzen Rock, behangen mit Flitterkram, gepudert und geschminkt, — hei — das ist ein Leben, — das ist Freiheit!

Aber du — Rose — wie hältst du das Dasein aus? Eine ehrsame Bürgerin — in stiller, beschaulicher Ruhe — lebst du dein Leben zwischen Mann und Kind! Bist eine vorzügliche Hausfrau (wohl auch eine gute Köchin) und gewiß die beste Mutter! In deiner Ehe gibt es keine Stürme — die Ruhe eines Kirchhofs herrscht darin, um mit Marquis Posa zu sprechen! Und einst warst du eine so begeisterungsfähige Seele, du hast mich gewissermaßen auf die Schauspielerlaufbahn gebracht! Freilich besaßest du viel mehr Verstand als ich — Lebenskunst, Lebensklugheit, — du heiratetest den höchst ehrenwerten, braven Herrn Eberius nach der Sitte braver Spießbürger, während ich mit dem Schauspieler Adolfi zuerst durchbrannte, ehe ich ihn heiraten konnte.

Doch da schwelge ich wieder in alten Erinnerungen und will doch jetzt von Gegenwärtigem erzählen. Also zur Sache! Wie du weißt, liegt Sandersleben nur eine Stunde Bahnfahrt von euch entfernt, da wirst du mich hoffentlich bald besuchen, soviel Zeit wirst du für deine Freundin übrig haben. Ich werde mein kleines Stübchen hübsch mit Blumen schmücken, auch einen kleinen Kuchen backen, denn das Wirtschaften habe ich noch nicht verlernt. Jetzt ist es Herbst, ich werde wohl den Winter hier zubringen; in der Kälte ist das Reisen unangenehm, ich will froh sein, daß ich ein geschütztes Dach über dem Haupt habe. Doch nun Schluß. Komme recht bald zu mir, wir wollen ein paar recht fröhliche Stunden verleben.

In alter Liebe

deine Hedi.

Sie faltete den Brief zusammen, ein sinnendes Lächeln lag nun um den vollen roten Mund. Dann hob sie das Gesicht empor — dort, in dem kleinen Ständer auf dem Schränkchen befand sich Hedis Brustbild — allerdings aus ihrer Jugendzeit stammend — ein hübsches, feines Gesicht mit träumerischen, braunen Augen — den schwellenden Mund weit geöffnet ... Das kastanienbraune Haar war zu einem Kranze aufgesteckt. Rosas Herz beschlich leise Wehmut. Arme Hedi — was hast du alles erlebt. Gott gebe dir ein recht friedliches Leben! Sie versenkte sich ganz in das Bild der Freundin — ihre schöne, goldene Jugendzeit erstand vor ihren geistigen Augen! Immer waren sie beide zusammen — unzertrennliche Freundinnen,— sie begeisterten sich schnell, nach echter Mädchenart, für alles Schöne, — auch manche törichten Streiche führten sie aus. Hedi, mit ihrem Hang zum Abenteuerlichen, trieb ihren Uebermut oft zu weit, da mußte Rosa, als die Besonnenere, die überhitzte Phantasie der anderen in richtige Bahnen lenken. Sie war wohl überhaupt immer mehr für das Reale gewesen, sonst hätte sie doch nicht den braven, nüchternen Eberius dem flotten, schneidigen Schauspieler Adolfi vorgezogen, der für sie immer so wunderbare Sonette dichtete und ihr so brennend heiße Blicke zuwerfen konnte. Ja, sie hatte gleich das Echte vom Falschen zu unterscheiden gewußt, — aber Hedi, die kleine Törin, fiel eklig hinein. Sie schenkte Adolfis Werben zu willig Gehör, sie verließ Eltern und Heimat, um dem Manne zu folgen, der aber bald starb und sie mit dem kleinen Knaben im Elend zurückließ.

Das waren damals trübe Zeiten gewesen — Hedis Eltern starben vor Kummer und sie, die kaum ein mittelmäßiges Talent besaß, ging zur Bühne, um Brot zu erwerben. Sie schrieben sich nur selten, Hedi spielte allerorten — wie Frau Rosa anfangs dachte — mit blutendem Herzen! Dieser Brief belehrte sie eines andern. Hedi fühlte sich glücklich, bekam die weite Welt zu sehen und hatte doch ihr Kind um sich ... Ja, Hedi mußte wirklich von Herzen glücklich sein, — frei — unabhängig, zufrieden mit dem selbsterwählten Beruf! Sie war nicht an die Scholle gebannt, — sie lebte nicht in dem monotonen Einerlei des grauen Werktages, — sie hatte Freude, Aufregung, Aerger, alles durcheinander — da vulsierte das Leben, die Kraft! ... Frau Rosa strich sich nervös die feinen blonden Härchen hinter die Ohren, — sie saß hier im warmen Nest — ihre Kraft versagte, da sie dieselbe niemals erprobte, — sie wurde bequem — faul! — Nein, sie mußte hinaus, — zur Freundin reisen, mal neue Eindrücke in sich aufnehmen, vielleicht würde ihr dieses Heim dann wieder verlockend erscheinen. Sie konnte gar nicht die Zeit erwarten, bis ihr Gatte sich zu Hause einfinden würde. Sie ging nach der nicht allzu weit entfernten Fabrik, wo Eberius mit dem Werkmeister gerade ein ernstes Gespräch führte.

Ihr war plötzlich recht beklommen zu Mute, — war es nicht töricht von ihr, den Mann in seiner Arbeit zu stören — um dieses nichtigen Briefes willen! Doch sie wollte auch nicht unverrichteter Sache wieder fortgehen. So reichte sie ihm das Schreiben. Erst wehrte er ungeduldig, — dann las er — mit gerunzelter Stirn.

„Liebes Kind, ist die Sache so eilig? Können wir nicht alles daheim in Ruhe besprechen? Ich dächte, du wärest schwer abkömmlich, eine gute Hausfrau hat immer zu tun ..."

Sie zog ein schmollendes Gesicht: „Aber ich bitte dich, Hans, bei uns geht doch alles in schönster Ordnung —"

„Weil du die Zügel immer gleichmäßig straff hältst, liebes Kind," lächelte Eberius gutmütig, „aber jetzt laß mich in Frieden — in der Werkstatt ist kein Aufenthalt für dich — geh — besorge lieber etwas Gutes zum Abendessen!"

Das wars — ihr Gatte hatte immer nur das Materielle im Kopf — Essen und Trinken nach der Arbeit galt ihm als das Wichtigste! Wütend stampfte sie mit dem Fuße auf, — — sie war nicht frei — eine Sklavin wurde sie für den Mann, für die Kinder. Wie gut ging es dagegen der Hedi! — Die Abenteuerlust regte sich in ihr — am liebsten alles hinwerfen, fortlaufen, — ach, sie konnte sich auch ihr Brot verdienen — aus eigener Kraft! Hier sollte sie unentbehrlich sein? Wo alles so am Schnürchen ging? Nein, das waren Ausreden, Hans gönnte ihr einfach kein Vergnügen, an dem er selbst nicht teilnahm. Ach, sie mußte doch zu Hedi — noch einmal in Erinnerungen schwelgen, noch einmal so herzlich lachen — wie damals — in der goldenen Jugendzeit!

Schluß folgt.

Notzeit

Die liebe Not zieht an dem Strang,
Ein Glöcklein tönt mit dumpfem Klang
Hinaus in ferne Weiten.
Wälzt wie ein Grabgesang sich fort
Von einem zu dem andern Ort,
In ernsten, schweren Zeiten.

Und weckt reichen Widerhall,
Dringt unaufhaltsam überall
Durch Türen und durch Fenster.
Schleicht auch sich in das Herz hinein,
Die Sorgen alle hinterdrein,
Wie graue Schreckgespenster.

Wer stillt die Not, wer hält sie auf,
Die uns vergällt den Lebenslauf, —
Die immerwährend läutet?
Kein ird'sches Wesen dies vermag,
Nur Gott allein, der Tag für Tag
Uns hilft und Trost bereitet!

Und so wie er hilft allezeit,
Sei du auch immer hilfsbereit,
Doch zög're nicht zu lange:
Besinn' dich nicht! Gib gern und gleich
Du machst den Aermsten froh und reich
Wenn Not zieht an dem Strange.

W. P. im S.

Wer andern eine Grube gräbt ...

Unter den Beamten und Angestellten des Warenhauses M. Goldsinger u. Co. herrschte nicht immer eitel Friede und Einigkeit. Im Gegenteil. Manche Damen und Herren benahmen sich geradezu wie Hunde und Katzen. Besonders der Buchhalter Lämmle erfreute sich nur äußerst geringer Beliebtheit, weil er als ein unkollegialer Streber angesehen wurde.

„Wir müssen dem Lämmle einen Possen spielen, daß er grün und gelb vor Aerger wird", sagte eines Tages der Kassierer, Herr Lümmelmann, während der Mittagspause zu den ihn umgebenden Kolleginnen und Kollegen.

„Und wenn er auch darüber aus dem Geschäfte hinausfliegen sollte", piepste bösartig das altliche Fräulein Klara, Leiterin der Verkaufsabteilung für Damenmäntel.

Herr Lümmelmann zog hierauf einen noch unbeschriebenen Briefbogen aus seiner Mappe hervor, der in mächtigen Lettern die Kopfaufschrift „Kaufhaus Nassauer und Kimmelmann" trug. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann, während ihm die ganze Versammlung neugierig über die Achseln guckte, zu tippen:

Sehr geehrter Herr Lämmle!

Unser langjähriger Prokurist wird demnächst in den wohlverdienten Ruhestand treten, und wir gedenken seine Stelle mit einem branchekundigen, tüchtigen und arbeitsfreudigen Herrn neu zu besetzen. Da wir Sie, sehr verehrter Herr Lämmle, als einen solchen kennen, so fragen wir hiermit an, ob Sie geneigt wären, unser Mitarbeiter zu werden, beziehungsweise ob Sie auf den freiwerdenden Posten eines Prokuristen unseres Hauses reflektieren. Wir bieten Ihnen ein Monatsgehalt von 1000 Mark. Falls Sie sich im günstigen Sinne entscheiden sollten, so bitten wir Sie, im Laufe der nächsten Woche behufs notwendiger Detailbesprechungen bei uns zu erscheinen.

In vorzüglicher Hochachtung

Nassauer u. Kimmelmann.

Ein solches Schreiben ist geeignet, das Selbstbewußtsein des Empfängers gewaltig zu stärken. Mit stolz erhobenem Haupte und geschwellter Brust, schritt Herr Lämmle am nächsten Morgen in sein Kontor, wo sich Herr Goldsinger bereits befand. Mit der Uhr in der Hand in übelster Laune.

„Kommt man um ½9 Uhr ins Kontor?" fragte Herr Goldsinger Herrn Lämmle in sehr unfreundlichem Tone.

Mit dem ewigen Ducken und dem Fäustebalten in der Hosentasche ist's nun vorbei, dachte Lämmle und blieb dem Chef bei der sich entspinnenden lebhaften Unterhaltung nichts schuldig. Das Wortgefecht nahm einen stets lauter werdenden Verlauf, bis Lämmle sich an die Brust griff, um zu fühlen ob sich das Schreiben von Nassauer u. Kimmelmann dort wirklich befinde, oder dasselbe nicht etwa eine Ausgeburt seiner überhitzten Phantasie sei. Erst als er dieses in seiner Brusttasche knistern hörte, platzte er los: „Herr Goldsinger, ich habe es satt, mir Ihre Behagdlungsweise bieten zu lassen, ich kündige." Dann taumelte er wie berauscht zu seinem Arbeitstisch.

Der Wagen der Zeit

Kam einstens ein Wagen
Voll Nächten und Tagen,
Voll Wochen und Monden
und Jahren herein,
Mit feurigen Rossen
So kam er geschossen,
Und sechsmal vier Hufeisen
klapperten drein.

All Rumpeln, all Rasseln,
All Pumpeln, all Prasseln,
All Kreischen, all Krachen,
so flogs durch den Ort.
Und als er von hinnen
Und ferne verschienen,
Da waren die Stunden
und Tage mit fort.

Das Denken und Weisen,
Das Gehn und das Reisen,
Das Leiden und Lachen,
und was es auch sei,
Mocht früh oder spät sein,
Mocht krumm oder grad sein,
War all auf dem Wagen,
war alles vorbei.

Doch immer vergeht es,
Und allzeit besteht es,
Was Gott uns mit heiligen
Gnaden bestellt.
Das ehrsame Lieben.
Das ist uns geblieben,
All andres, wie schön
und wie süße, zerfällt.

Nie wird uns der Wagen
Der Zeiten enttragen
Den Schatz und die Zier,
die der Seele gefiel.
Was tauget, wird dauern,
Ob Felsen und Mauern
Und Türme und alles,
das fallen mag, fiel.

* Guido Gezelle, der größte flämische Priesterdichter (1830—1899) „Gedichte", übertragen von Rudolf Alexander Schröder. (Leipzig, Inselverlag.)

Auf Herrn Goldsinger übten diese Worte einen mächtigen Einfluß aus. Als er ins Chefzimmer trat, sagte sein Kompagnon ganz erschrocken: „Goldsinger, was ist Ihnen denn. Sie sind ja ganz blaß."

„Nichts ist mir", erwiderte dieser, „mit dem Lämmle habe ich eine kleine Auseinandersetzung gehabt; er hat seinen Posten gekündigt."

„Was, der Lämmle, unser tüchtigster und fleißigster Beamter, will uns verlassen?" rief der Kompagnon, „Goldsinger, Sie haben einen Unsinn gemacht."

Dann setzten sich die beiden Chefs auf das Sofa, auf welchem Platz zu nehmen gewöhnlich nur Kassakunden eingeladen wurden, und berieten, wie Lämmle zum Bleiben veranlaßt werden könnte. Sie tuschelten ziemlich lange miteinander, bis Herr Goldsinger nach dem Buchhalter Lämmle klingelte.

Mit einem kühlen „Sie wünschen, meine Herren?" und einer knappen Verbeugung, die sich von seinen sonstigen Bücklingen auffällig unterschied, betrat Herr Lämmle das Chefzimmer. Herr Goldsinger ging ihm etliche Schritte entgegen und faßte ihn väterlich bei der Hand. „Herr Lämmle", sagte er mit bewegter Stimme, „ich habe Sie vorhin gekränkt, es tut mir aufrichtig leid. Mein Kompagnon und ich haben soeben beschlossen, um das Ihnen zugefügte Unrecht gut zu machen, Sie zum Prokuristen unserer Firma zu ernennen, und Ihr Gehalt auf 1000 Mark zu erhöhen. Sind Sie einverstanden, lieber Lämmle?"

„Mit vielem Dank", erwiderte der Ausgezeichnete, weil er dachte, warum denn in die Ferne zu Nassauer und Kimmelmann schweifen, wenn Gleichgutes so nahe ist.

„Nur eins, Herr Lämmle, müssen Sie uns versprechen", fuhr Goldsinger fort, „Ihre Ernennung verursacht uns große Kosten, die wieder hereingebracht werden müssen. Uebernehmen Sie die peinliche Aufgabe, das Personal abzubauen."

„O, mit dem größten Vergnügen", entgegnete der neugebackene Prokurist, „es gibt ohnehin einige Nichtstuer unter Ihren Leuten."

Dann entfernte er sich mit den gewohnten höflichen Bücklingen und ließ sämtliche Beamte und Angestellte in sein Kontor rufen. Nachdem er dem Personal seine Beförderung mitgeteilt hatte, nahm er die „herzlichsten" Glückwünsche entgegen und bemerkte zum Schlusse: „Leider machen es die gegenwärtigen traurigen Wirtschaftsverhältnisse unmöglich, unsern bisherigen Personalstand aufrechterhalten zu können. Herr Lümmelmann und Fräulein Klara, ich bitte Sie hiermit, Ihre Kündigung zur Kenntnis zu nehmen."

Wer anderen eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein.

Hans Winter.